

Kurt Oesterle

„Vergebens gelebt und gearbeitet“

Wie Berthold Auerbach am Antisemitismus seines
Ex-Freundes Richard Wagner zerbrach

*

Vortrag für zwei Sprecher,
gehalten zum Auftakt der Veranstaltungen
anlässlich des 200. Geburtstags
von Berthold Auerbach
am 1. Februar 2012
im Schloß zu Horb-Nordstetten

Sprecher 1: Kurt Oesterle,
Sprecher 2: Helmut Engisch

1 In den Jahren zwischen 1927 und 1930 erschien in Berlin das „Jüdische Lexikon“; damit wurde für Deutschland zum ersten Mal ein Kompendium jüdischen Wissens vorgelegt, das sich nicht auf bibelgeschichtliche, archäologische und theologische Artikel beschränkte, sondern eine umfassende Kulturgeschichte des Judentums in den Blick nahm, die bis in die unmittelbare Gegenwart reichte. Artikel wie „Assimilation“ oder „Antisemitismus“ sind in diesem 7000-Seiten-Werk selbstverständlich – sie treiben die Debatte einer Gemeinschaft voran, die nach allen Enttäuschungen und Rückschlägen seit der Reichsgründung ihr Judentum retten und erneuern will, das heißt: verlorengangenes Wissen über die eigene Tradition zurückgewinnen, Selbstbewußtsein im Alltag stärken, Entscheidungen (zum Beispiel über die Emigration) vorbereiten.

Zwei Einträge aus diesem - 1982 noch einmal erschienenen jüdischen Lexikon - sollen Ihnen zum Auftakt vorgestellt werden:

2 *WAGNER, RICHARD.* (Seine) eigene Blutreinheit ist zu seinen Lebzeiten von Personen, die ihn sehr genau kannten, mehrfach angezweifelt worden, so (etwa) von ... Friedrich Nietzsche. W.'s Stiefvater und angeblicher Vater, Ludwig Heinrich Geyer, stammte jedoch, wie Bournot (Leipzig 1913) nachgewiesen hat, aus alter evangelischer Familie ... W.'s Stellung zum Judentum war prinzipiell ablehnend. Im Jahre 1850 veröffentlichte er in Brendels „Neuer Zeitschrift für Musik“ unter dem Pseudonym Karl Freigedank einen Aufsatz „Über das Judentum in der Musik“ (1869 unter W.s Namen wiederaufgelegt), in dem er „der Schwäche und Unfähigkeit der nachbeethovenschen Periode unserer deutschen Musikproduktion“ die Schuld gab, die Einmischung der Juden, d.h. hauptsächlich Meyerbeers und Mendelssohns, ermöglicht zu haben; die Folgen dieser Einmischung bezeichnete er als Verwischung des großen plastischen Stils Beethovens, als „gestaltungslose, seichte, mit dem Anschein der Solidität matt sich übertünchende Manier“. Zur Begründung dieser Ansicht stellte W. die Behauptung einer allgemeinen künstlerischen Impotenz der jüdischen Rasse auf, die Behauptung, daß „das ganze Judentum nur durch die Benützung der Schwächen und der Fehlerhaftigkeit unserer Zustände Wurzel unter uns fassen konnte“. Ein Heilmittel sah er in der Negierung ... oder Assimilierung des Judentums ... In jedem Fall hat der Einfluß Wagners die antisemitische Frage zu einer deutschen Kulturangelegenheit gemacht ...

1 Auch im umfangreichen Eintrag zu Berthold Auerbach hat Wagner noch einen kurzen Auftritt:

2 1869 plante (A.) eine direkte Antwort auf Richard Wagners Hetzschrift „Das Judentum in der Musik“... In dieser Zeit, die zusammenfiel mit der beginnenden Reaktion in Deutschland, wurde die Stellung zum Antisemitismus immer mehr eine Lebensfrage für A., der (nach Richard Wagners widerwilligem Lobe) förmlich in das deutsche Kulturleben hineingewachsen war; an den Wiener Chirurgen Th. Billroth, der eine antisemitische Schrift gegen das Medizinstudium der Juden verfaßt hatte, richtete er 1876 einen offenen Brief ... Als Manifest gegen den Antisemitismus galt ihm das vom Kronprinzen kräftig unterstützte Berliner Lessingdenkmal, bei dessen Einweihung A. selbst das Wort ergriff und als Festschrift „Die Genesis des Nathan“ (1881) schrieb.

1 Man sieht: Noch lange sollten die Namen Wagner und Auerbach miteinander verbunden bleiben – wenigstens im jüdischen Bewußtsein. Doch Auerbachs Name verschwand (nicht nur aus dem Zusammenhang mit Wagner), er wurde aus der deutschen Literaturgeschichte verbannt für lange Zeit, während der Name Richard Wagners, ohne nennenswerten Schaden zu nehmen, auch in der Bundesrepublik fortklang und nach wie vor in hohen Ehren gehalten wird. Erst der israelische Sozialhistoriker Jacob Katz hat 1982 Auerbachs Zeugenschaft für Wagners Antisemitismus wieder in Erinnerung gerufen, mit dem Aufsatz „Berthold Auerbach’s Anticipation of the German-Jewish Tragedy“, der seit 1993 auch auf deutsch vorliegt, und zwar in Katz’ jüdischer Sozialgeschichte „Zwischen Messianismus und Zionismus“. Noch einmal sollten sieben Jahre vergehen, bis Richard Wagners Hetzschrift „Das Judentum in der Musik“ von dem Literaturwissenschaftler Jens Malte Fischer textkritisch neu ediert wurde – in einem Band, in dem nun auch Auerbachs Äußerungen zu Wagner erstmals ganz und in vollem Umfang dokumentiert sind: Sie zeigen den Autor der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ als einen Leser Wagners, der den Zeitenbruch im deutsch-jüdischen Verhältnis so helllichtig erkannt hat wie kein anderer.

Doch diese Dokumente offenbaren nicht minder Auerbachs Verzweiflung und - daraus folgend - jahrelange Gelähmtheit; so heißt es gleich im ersten von mehreren Briefen, die Auerbach in der, wie er selbst sagt, „Richard-Wagner-Geschichte“ an seinen Cousin Jakob Auerbach schrieb:

2 Ich weiß nicht, was ich tun soll. Es läßt mir keine Ruhe. Ich möchte gern Richard Wagner eine öffentliche Antwort geben, und ich glaube, ich könnte ihm einen Treff versetzen, den er nicht so leicht verschmerzt. Das aber wäre mir eigentlich nur nebensächlich oder vielleicht ließe ich's, um die Sache rein zu halten, ganz weg.

Du hast doch die Broschüre „Das Judentum in der Musik“ gelesen? Was sagst du? Noch wunderbarer als die zähe Erhaltung der Juden in der Geschichte ist die zähe Erhaltung und der Stoffwechsel des Judenhasses. Und eines muß man Wagner lassen, er weiß Wahres und Falsches, unter bewußt Falsches und Gefälschtes zu mischen, und darum ist die Sache gefährlicher und giftiger als sie aussieht und läßt sich nicht damit abtun, daß man sagt: das geht vorüber, man wird bald sehen, daß Wagner nur aus Gift und Neid so geschrieben. Nein, es steckt da noch etwas, was man voll und ganz erkennen und herausholen muß. Ich persönlich hätte einen besonderen Grund zur Erwiderung. Auf S. 55 spricht Wagner von mir. Du weißt, daß wir in Dresden viel zusammen lebten ...; er spricht nun zwar sehr gütig und freundlich achselklopfend von mir, aber eben da könnte ich ihm dienen. Denn er lügt in dem was er sagt, vielleicht unabsichtlich ... Ach, wie könnte man dem heimgeigen. Warum ist kein Börne da?

1 Es muß im Sommer 1845 gewesen sein, als Richard Wagner in Berthold Auerbachs Leben trat. Wagner war damals 33 Jahre alt, Auerbach ein Jahr älter, und ihre Verbindung währte etwa anderthalb Jahre. Beide gehörten sie einer Tafelrunde in Dresdens Böhmischem Bahnhof an. Mit seinen „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ hatte Auerbach erst wenige Jahre zuvor seinen Ruhm begründet. Der Musikdramatiker Wagner hingegen arbeitete noch an seinem Aufstieg. Seine Opern „Rienzi“ und der „Fliegende Holländer“ waren erfolgreich gewesen und hatten ihm die Dresdner Hofkapellmeister-Stelle eingetragen. Doch Wagner wollte weiter. Wohin sein Ehrgeiz ihn trieb, erfaßte sein Mitspaziergänger Auerbach während dieser Sommer- und Herbstmonate genau; im Brief an einen Freund heißt es beinahe verliebt:

2 Ich komme soeben von einem Spaziergang mit dem Kapellmeister Richard Wagner. Diesen Freund habe ich dir zu nennen vergessen, und doch ist er eine hoch bedeutende Erscheinung, voll einer fast fiebrigen Lebendigkeit

und Geistigkeit. Man kann stundenlang mit ihm gehen, er wird immer bedeutendes vorbringen. Wir gehen in der letzten Zeit sehr viel mit einander. Wagner ist ein tiefer Kenner der mittelalterlichen Poesie und selber voll poetischer Produktion. Er hat sich zu den vielen Opern, die er komponiert hat, selbst die Texte geschrieben. Namentlich seine letzte Oper, „Thannhäuser“, ist voll der tiefsten Poesie.

1 Auch Wagner hat den Weggefährten aus Dresdner Tagen noch erstaunlich lange in guter Erinnerung behalten, wenngleich in seiner Darstellung eine gewisse Herablassung nicht zu überhören ist; in seiner postum erschienenen Autobiographie „Mein Leben“ schreibt er:

2 Was mich besonders anzog, war, daß ich in (Auerbach) den ersten Juden antraf, mit welchem ich über dieses Judentum in herzlicher Unbefangenheit sprechen konnte. Es schien ihm sogar daran gelegen, gegen diese Eigenschaft alles Vorurteil auf gemütliche Weise zu brechen, und rührend war es, wenn er von seiner Knabenzeit erzählte, in welcher er sich als der vielleicht einzige Deutsche bewährte, der den Klopstockschen „Messias“ vollkommen gelesen. Über diese Lektüre, welche er heimlich in seiner Dorfhütte betrieb, hatte er sich eines Tages für die Schule versäumt, und als er nun zu spät in dieselbe eintrat, ward er vom Lehrer mit den Worten angelassen: „Du verdammter Judenbub, wo hast du wieder herumgeschachert?“ Solche Erfahrungen hatten ihn nur wehmütig und nachdenklich gestimmt, nicht aber verbittert, und er habe es vermocht, das rechte Mitleiden auch für seine Peiniger zu gewinnen. Dies waren nun Züge, die mich sehr herzlich für ihn einnahmen; nur wurde es mir mit der Zeit bedenklich, daß er aus dem Kreis ähnlicher Vorstellungen und Beziehungen auch gar nicht mehr herauskam, so daß es mir schien, die ganze Welt und ihre Geschichte enthalte für ihn bloß das Problem der Verklärung des Judentums. Hiergegen lehnte ich mich denn eines Tages mit gutherziger Zutraulichkeit auf und riet ihm, doch die ganze Judenfrage einfach fahren zu lassen; es wären denn doch noch andere Gesichtspunkte für die Beurteilung der Welt zu gewinnen. Sonderbarerweise verlor er da alle Naivität und geriet in einen, wie mich dünkte, nicht ganz wahrhaftigen, weinerlich ekstatischen Ton, indem er versicherte, das könne er nicht, in dem Judentum läge noch zu vieles, was seiner ganzen Teilnahme bedürfe ... In jener Dresdner Zeit tat mir jedoch Auerbachs warmes Eingehen auf meine künstlerischen Intentionen, wenn

dies auch vom schwäbisch-jüdischen Standpunkte aus geschah, aufrichtig wohl ...

1 Der Opernkomponist Wagner und der Dorferzähler Auerbach gehören beide gleichermaßen in die Ahnengalerie des deutschen Frühliberalismus. Beide mußten sie für ihr bürgerlich-revolutionäres Engagement bezahlen: Auerbach hatte 1837 zwei Monate Festungshaft auf dem Hohenasperg abgesessen und schon vorher durch sein radikales Engagement die Rabbinerausbildung verwirkt; Wagner würde 1849 unter Lebensgefahr aus Dresden in die Schweiz fliehen müssen, weil er in der sächsischen Residenzstadt aktiv am Maiaufstand teilgenommen hatte. Letztlich aber überwog das Trennende die Gemeinsamkeiten zwischen den beiden. Auerbach blieb bis zu seinem Ende ein national gesinnter Liberaler, der die Emanzipation der Juden als geradezu persönliche Aufgabe empfand, mit der sein Leben auf Gedeih und Verderb verbunden schien. Wagner schwor nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 seinen liberalen Ideen ab, verlegte die Revolution in die Kunst und dachte einem anti-kapitalistischen, antizivilisatorischen, antiliberalen und geschlossen deutschnationalen Machtstaat vor, den eine kommende Führer- und Erlösergestalt lenken sollte.

Im Zeitalter der Emanzipation kommt Auerbachs Leben innerhalb des Spektrums jüdischer Existenzmöglichkeiten eine besondere Bedeutung zu: Anders als Heine und Börne ließ er sich nicht taufen, und als Künstler suchte er seinen Erfolg nicht mit großstädtisch-bürgerlichen Themen, sondern mit bäuerlichen, volksnahen Dorfgeschichten. Das, so hoffte er, müsse als Eintrittskarte in die Gesellschaft ausreichen. Sein besonderer Stolz galt der Tatsache, daß es ihm als einem Juden gelungen war, „etwas aus dem Innersten des deutschen Volkslebens zu offenbaren“, wie es in einem Brief heißt. Seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ verstand er als einen höchsteigenen Beitrag zur Judenemanzipation. In Europa, vor allem in Deutschland, so glaubte er, habe die Wanderung der Juden ihr Ende gefunden. Die Deutschen schienen ihm darauf besonders gut vorbereitet, weil sie das „Volk der Humanität“ seien. Der Beweis dafür, so sieht es für ihn damals zumindest aus, ist die Durchsetzung etlicher jüdischer Künstler im deutschen Kunstbetrieb der Epoche – von Mendelssohn-Bartholdy über Meyerbeer zu Heine und dem Kritiker Ludwig Börne. Die endgültige Wiedervereinigung der jüdischen und nichtjüdischen Gemeinschaft zur echten und wahren Menschheit ist für Auerbach nur eine Frage der Zeit – sie

wird sich vollenden, wenn Juden und Nichtjuden sich allmählich von ihren beengenden Traditionen zu einem aufgeklärten Humanismus befreien.

Doch genau gegen diese Entwicklung rüsten sich starke Bataillone, und Richard Wagner sollte zu einem der wichtigsten Strategen gegen das teils schon emanzipierte Judentum werden.

Im Jahr 1850, nur ein Jahr nach seiner Flucht aus Dresden, erschien sein Pamphlet „Das Judentum in der Musik“. Es agitiert nicht allein gegen die „Verjüdung“ (tatsächlich geht das Wort „Verjudung“ auf Wagner zurück), sondern gegen das Judentum überhaupt, von dem der Autor sagt, daß es „wirklich bereits mehr als emanzipiert“ sei und die Herrschaft ergriffen hätte – nun gelte es, sich *von* den Juden zu emanzipieren, was aber nur gelingen könne, wenn „das Geld“ seine Allmacht verliere. Diese Allmacht sieht er hemmungslos im Kunstbetrieb wirken und besonders in der gezielten öffentlichen Herstellung eines bestimmten Kunstgeschmacks. Wagners Zentralsatz zum Auftakt lautet: „Was die Heroen der Künste dem kunstfeindlichen Dämon (in zwei Jahrtausenden) abrangen, setzt heute der Jude in Kunstwarenwechsel um.“ Mit anderen Worten: Für Wagner sind die Juden schuldig am Aufstieg der modernen Kulturindustrie ... zu etwas anderem als zur Industrialisierung und Kapitalisierung der Kunst sieht er die Juden gar nicht in der Lage, und zwar weil sie zu echtem und wirklichem künstlerischen Ausdruck nicht befähigt seien.

Wagners Machwerk war eine riesige Wirkung beschieden, vor allem als es 1869 in zweiter Auflage erschien, die nicht wie die erste unter dem Pseudonym Karl Freigedank herausgegeben wurde, sondern unter Wagners Klarnamen. Erst diese Ausgabe breitete dem keimenden Antisemitismus der Epoche gleichsam den Dung aus, den er zum Wachsen brauchte. Und sie brachte erstmals jenes moderne jüdenfeindliche Raster in Umlauf, das sowohl später, im Berliner Antisemitismustreit, wie auch noch in der völkischen Judenhetze der zwanziger Jahre dankbare Verwendung fand.

Doch zunächst sollen Sie einen Eindruck davon erhalten, weshalb die Juden „(der) Gattung nach“ künstlerisch impotent sein müssen – der erste Grund, den Wagner nennt: ihre Sprache.

Es folgt eine Collage aus Zitaten, mit der versucht werden soll, den wahnhaften Argumentationsgang Wagners nachzuzeichnen:

2 Entscheidend wichtig ist die Beachtung der Wirkung auf uns, welche der Jude durch seine Sprache hervorbringt ... namentlich ist dies der wesentliche Anhaltspunkt für die Ergründung des jüdischen Einflusses auf die Musik.

Der Jude spricht die Sprache der Nation, unter welcher er von Geschlecht zu Geschlecht lebt, aber er spricht sie immer als Ausländer ... Zunächst muß im Allgemeinen der Umstand, daß der Jude die modernen europäischen Sprachen nur wie erlernte, nicht als angeborene Sprachen redet, ihn von aller Fähigkeit, in ihnen sich ... eigentümlich und selbständig kundzugeben, ausschließen. Eine Sprache ... ist nicht das Werk Einzelner, sondern einer geschichtlichen Gemeinsamkeit: nur wer unbewußt in dieser Gemeinsamkeit aufgewachsen ist, nimmt auch an ihren Schöpfungen teil. Der Jude stand aber außerhalb ...

Als durchaus fremdartig und unangenehm fällt unserm Ohre zunächst ein zischender, schrillender, summsender und murksender Lautausdruck der jüdischen Sprechweise auf: eine unsrer nationalen Sprache gänzlich uneigentümliche Verwendung und willkürliche Verdrehung der Worte und der Phrasenkonstruktionen ... dieser Umstand ist ausnehmend wichtig zur Erklärung des Eindrucks namentlich der Musikwerke moderner Juden auf uns ... Hören wir einen Juden sprechen, so verletzt uns unbewußt aller Mangel rein menschlichen Ausdrucks: die kalte Gleichgültigkeit des eigentümlichen „Gelabbers“ in ihr steigert sich bei keiner Veranlassung zur Erregtheit höherer, herzdurchglühter Leidenschaft ... Macht nun die Eigenschaft seiner Sprechweise den Juden fast unfähig zur künstlerischen Kundgebung seiner Gefühle und Anschauungen durch die Rede, so muß zu solcher Kundgebung durch den Gesang seine Befähigung noch bei weitem weniger möglich sein. Der Gesang ist eben die in höchster Leidenschaft erregte Rede ... Der Jude ... hat es nichtsdestoweniger vermocht, in der Musik zur Beherrschung des öffentlichen Geschmacks zu gelangen. (Doch) wie ward es (ihm) möglich, Musiker zu werden?

Die Möglichkeit, in ihr zu reden, ohne etwas Wirkliches zu sagen, bietet jetzt keine Kunst in so blühender Fülle, als die Musik, weil in ihr die größten Genies bereits gesagt haben, was in ihr als absoluter Sonderkunst zu sagen war. War dieses einmal ausgesprochen, so konnte in ihr nur noch nachgeplappert werden, und zwar ganz peinlich genau und täuschend ähnlich, wie Papageien menschliche Reden nachpapeln ... Nur ist bei dieser nachäffenden Sprache unserer jüdischen Musikmacher eine besondere Eigentümlichkeit bemerkbar, und zwar die der jüdischen Sprechweise, die wir oben näher charakterisierten.

Der Jude hat nie eine Kunst gehabt ... dem jüdischen Tonsetzer bietet sich als einziger musikalischer Ausdruck seines Volkes die musikalische Feier des Jehovadienstes dar: die Synagoge ist der einzige Quell, aus dem der Jude ihm verständliche volkstümliche Motive für seine Kunst schöpfen kann ... Wer hat nicht Gelegenheit gehabt, von der Fratze des gottesdienstlichen Gesanges in einer Volks-Synagoge sich zu überzeugen? Wer ist nicht von der widerwärtigsten Empfindung ... ergriffen worden beim Anhören jenes Sinn und Geist verwirrenden Gegurgels, Gejodels und Geplappers, das keine Karikatur widerlicher zu entstellen vermag? ... Jene Melismen und Rhythmen des Synagogengesanges nehmen die musikalische Phantasie (des Juden) ganz ein ... (Und) wie im (jüdischen) Jargon mit wunderlicher Ausdruckslosigkeit Worte und Konstruktionen durcheinandergeworfen werden, so wirft der jüdische Musiker auch die Formen und Stilarten aller Meister und Zeiten durcheinander ... Da es sich bei diesen Produktionen immer nur darum handelt, daß überhaupt geredet werden soll, nicht aber um den Gegenstand, welcher sich des Redens erst verlohnte, so kann dieses Geplapper nur dadurch für das Gehör anregend gemacht werden, daß es durch den Wechsel der Ausdrucksweisen jeden Augenblick eine neue Reizung zur Aufmerksamkeit darbietet.

Die *wahre* Leidenschaft findet ihre eigentümliche Sprache in dem Augenblicke, wo sie, nach Verständnis ringend, zur Mitteilung sich anläßt: der von uns bereits näher charakterisierte Jude (aber) hat keine wahre Leidenschaft, am allerwenigsten aber eine Leidenschaft, welche ihn zum Kunstschaffen aus sich drängt. Wo diese Leidenschaft nicht vorhanden ist, da ist aber auch keine Ruhe anzutreffen ... wo der Ruhe nicht die Leidenschaft vorangegangen ist, erkennen wir nur Trägheit: der Gegensatz der Trägheit ist aber nur jene prickelnde Unruhe, die wir in jüdischen Musikwerken wahrnehmen ... (Der Musik aber) konnten die Juden sich nicht eher bemächtigen, bis in ihr das darzutun war, was sie in ihr erweislich offengelegt haben: ihre innere Lebensunfähigkeit.

1 Früh ist erkannt worden, daß hinter Wagners Tiraden auch eine gewaltige Portion Neid steckte, ebenso gekränkte Eitelkeit und das Gefühl der Zurücksetzung – nicht minder jedoch ein ausgeprägter Verfolgungswahn. Besonders hinter den Attacken auf den erfolgreichsten (bei Wagner anonym bleibenden) Operschreiber der Epoche, Giacomo Meyerbeer, lassen sich unschwer persönliche Motive entdecken – etwa daß Wagner die ungeheure Demütigung

erlitten hatte, in Zeiten chronischer Mittellosigkeit von Meyerbeer selbstlos unterstützt worden zu sein. Oder hinter dem Angriff auf Heinrich Heine, den Wagner aufsteigen sieht in einer Zeit, „als das Dichten bei uns zur Lüge wurde“ und der zum „üblen Gewissen unserer modernen Zivilisation“ avancierte – also auf eben jenen Heine, dem er das Motiv des „Fliegenden Holländers“ sowie den „Thannhäuser“-Stoff verdankte, ein Umstand, den Wagner erfolgreich aus seinem Werk verdrängte, bis man ihm im Nachleben das Gegenteil bewies. Oder hinter dem besonders heimtückischen Anschlag auf den Wiener Musikkritiker Eduard Hanslick, den Wagner für einen Juden hielt – nicht nur Juden griff er an: auch Nichtjuden, die ihm nicht paßten, denunzierte er, bevor sie von ihm angegriffen wurden, als Juden. So entstand die Figur des Schreibers Sixtus Beckmesser in den „Meistersingern“, das Inbild des kleinlich-engstirnigen Kunstrichters, in der Meistersinger-Tradition „Merker“ genannt, der alles besser weiß, aber nichts besser kann, und in dem schon Wagner-Zeitgenossen eine Juden-Karikatur erkannten in der wiederum, kaum verhüllt, Hanslick zu erkennen war. Wenn Wagner also von „Verjüdung“ spricht – und das ist neu in der Geschichte der Judenfeindschaft –, dann meint er ein verdecktes Netzwerk aus Künstlern, Kritikern, Zeitungsschreibern, die sich verschwören, eine Art von Gegengesellschaft, um *ihn und seine Kunst* zu verhindern.

Hierbei könnte man von einem privatgewerblichen Motiv in Wagners Antisemitismus sprechen.

Doch wie kann einer schreiben: „Der Jude hat nie eine eigene Kunst gehabt“ – und dabei die Psalmen und das Hohelied vergessen?

Jüngere Musikforschung will sogar entdeckt haben, daß in Wagners Musik mehr als einmal Parodien auf Synagogalmusik zu finden seien. Also muß es doch ein stärkeres, dauerhaft treibendes, energiegeladenes und giftiges Motiv für seinen Haß gegeben haben als nur den Neid. Überall, so weiß man, warb Wagner eifrig für seine Judenfeindschaft, versuchte Nachahmer, Schüler und Mitstreiter zu gewinnen – nicht überzeugen konnte er unter anderem Friedrich Nietzsche oder auch seinen Förderer König Ludwig II. von Bayern, der ein notorischer Philosemit gewesen zu sein scheint und Wagner zumindest in diesem Punkt für unzurechnungsfähig hielt. Und so war es schon von überaus mächtiger Symbolwirkung, daß der „Märchenkönig“ Berthold Auerbach im Jahr 1876 zum Ritter des Maximiliansordens erhob.

Auch Auerbach spürte unzweifelhaft etwas vom Monströs-Existentiellen, zu-tiefst Pathologischen in Wagners Antisemitismus ... Sie erinnern sich: Im ers-ten Briefzitat war die Rede von einem „Treff“, den Auerbach bei ihm glaubte landen zu können und den Wagner „nicht so leicht verschmerzen“ würde. Ich bin überzeugt, daß er hier von einem damals weit verbreiteten Gerücht spricht, und glücklicherweise hat er keinen Gebrauch davon gemacht: dem Gerücht nämlich, daß Wagners früh verstorbener Vater gar nicht sein Vater, sein *wahrer* Erzeuger aber Jude gewesen sei ... Tatsächlich weiß man, daß - durch Jahrzehnte - deutsche Rassenforscher immer wieder den Beweis erbrin-gen durften, Wagner habe keine jüdischen Vorfahren besessen – mit geringem Erfolg; noch in jüngerer Zeit ist Wagners *andere Wahrheit* von der internatio-nalen Forschung wieder ernsthaft in Betracht gezogen worden.

Ich überlasse es Ihrer Phantasie und Einfühlung, herauszuspüren, warum ausgerechnet ein *Jude* Richard Wagners „Judentum in der Musik“ geschrieben haben soll ...

Sein durch und durch bössartiger Antisemitismus hat Wagner jedenfalls nicht daran gehindert, Juden zugunsten seiner Kunst kräftig Einfluß nehmen zu las-sen: hier wären vor allem der Pianist Carl Tausig, der Schriftsteller Heinrich Porges oder der Impresario Angelo Neumann zu nennen; der große Kulturhis-toriker des deutschen Judentums, Peter Gay, spricht sogar von einer ganzen „Schar kriecherischer jüdischer Anhänger, die für Wagners Persönlichkeit und seine Musikdramen anfällig“ gewesen seien. Auch Auerbach sah sich mit die-sen, wie er meinte, „Ehrlosen“ konfrontiert.

Einen Sonderfall stellt in dieser Schar zweifelsohne der Dirigent Hermann Levi dar, der von Wagner sowie seiner christbigotten Cosima selbst bei Tisch noch als Jude gedemütigt wurde und dennoch (oder deswegen) den „Parsifal“ uraufführen durfte – Levi kannte aus allernächster Nähe Wagners antijüdische Ekstasen und Intrigen und dirigierte doch weiter für ihn, worin Peter Gay ein erschütterndes Beispiel für „Selbsthaß und Unterwerfung“ erblickt.

Bis jetzt hat noch niemand die Gründe für Wagners Antisemitismus voll und ganz entschlüsselt. Die Neid-These genügt als Erklärung sicherlich nicht, auch wenn Götz Aly sie erst jüngst in seinem Buch „Warum die Deutschen, warum die Juden?“ wiederholt hat. „Wagner“, so schreibt er, „pflegte keineswegs einen später vornehm so bezeichneten ‚Erlösungsantisemitismus‘. Er betrieb li-terarisches Hepp-Hepp-Geschrei im höchsteigenen Wirtschaftsinteresse.“ Aber wollen denn zu diesem Befund Tagebuchaufzeichnungen Cosima Wagners vom

Dezember 1881 passen, in denen vom Wiener Ringtheater-Brand die Rede ist, der sich Tage zuvor ereignet hat und über den das Ehepaar mehrmals spricht. 416 „Israeliten“ sind bei diesem Unglück ums Leben gekommen, was Wagner zu dem (so Cosima) „heftigen Scherz“ trieb, „es sollten alle Juden verbrennen“, und zwar „in einer Aufführung des *Nathan*“.

In seiner Hetzschrift hat Wagner für die Juden zweierlei erwogen: einmal die „gewaltsame Auswerfung des zersetzenden fremden Elements“, dann „den Untergang“, den er in Verbindung bringt mit der „Erlösung Ahasvers“, des „ewigen Juden“, der von Jesus auf dem Weg nach Golgatha verflucht wird und seither ruhelos umgeht. Der Philosoph Theodor W. Adorno hat im „Untergang“ bereits einen Vernichtungsgedanken erkannt, mit dem Wagner sich von seinen „ideologischen Nachfahren“ nur darin unterscheidet, daß er Vernichtung mit „Rettung“ gleichsetzt.

Doch wie radikal auch immer Wagner die „Judenfrage“ lösen wollte – in seiner Schrift genehmigt er sich (wie die meisten Antisemiten) einige Ausnahmen, nämlich jene „geist- und herzvollen Juden“, zu denen er auch seinen einstigen Dresdner Wanderfreund Berthold Auerbach zählt, freilich ohne dessen Namen zu nennen; doch Auerbach dürfte auf Anhieb auch so verstanden haben.

2 Ein offenbar sehr begabter Schriftsteller jüdischer Abkunft, welcher in das eigentümlichste deutsche Volksleben wie eingewachsen erscheint, und mit dem ich längere Zeit auch über den Punkt des Judentums mannigfach verkehrte, lernte späterhin meine Dichtungen: „Der Ring des Nibelungen“ und „Tristan und Isolde“ kennen; er sprach sich darüber mit solch anerkennender Wärme und solch deutlichem Verständnis aus, daß die Aufforderung wohl nahe lag, seine Ansicht über diese Gedichte, welche von unseren literarischen Kreisen so auffallend ignoriert würden, auch öffentlich darzulegen. *Dies war ihm unmöglich!*

1 Im Klartext: Auerbach hatte es gewagt, Wagners Werke nur privat zu loben, nicht aber die überall gehörte Stimme des Erfolgsschriftstellers, der er war, öffentlich zu Gunsten Wagners zu erheben. In seiner erst 1911 herausgegebenen Autobiographie „Mein Leben“ häuft der Komponist auf diesen Vorwurf noch einen zweiten, ähnlich kleinlichen, und diesmal tut er es mit Namensnennung. So habe Auerbach seiner Bitte nicht entsprochen, ein antirussisches Ge-

dicht an eine Zeitschrift weiterzuvermitteln, obwohl er die Macht dazu besessen haben müßte. Wagner fühlte sich im Stich gelassen und kam gar nicht auf die Idee, daß der alte Freund sich für dieses erbärmliche Gedicht in den Boden geschämt haben würde, falls er ihm zur Verbreitung verholfen hätte. Man sieht leicht: Wagner benutzte alle seine Freunde - Juden oder Nichtjuden -, um sich gesellschaftlich besser zu positionieren: nur darauf kam es an! Halfen sie ihm nicht, konnte das gegen sie verwendet werden; halfen sie ihm aber, würde sich schon ein anderer Grund finden, sie zu diffamieren und sich von ihnen wieder loszusprechen.

Wagners letzte Äußerung über Auerbach findet sich ebenfalls in den Lebenserinnerungen – von der einst doch recht differenzierten Wahrnehmung des Freundes auf Dresdner Spaziergängen ist nur ein schäbiges Klischee übriggeblieben:

2 Als ich ihn nach Jahren in Zürich wiedersah, traf ich sein physiognomisches Aussehen verändert an: er sah gemein und schmutzig aus, die frühere Lebhaftigkeit war zur gewöhnlichen jüdischen Unruhe geworden.

1 Dreimal hat Auerbach zwischen 1869 und 1881 auf Wagners Antisemitismus reagiert. Dreimal hat er Anlauf genommen, „dem heimzugeigen“. Dreimal hat er es unterlassen. Der Schrei, zu dem er ansetzte, blieb jedesmal stumm. Dabei hätten ihm, dem vielgelesenen und berühmten Autor, die größten Blätter offengestanden, etwa Cottas „Augsburger Allgemeine“, für die er öfter schrieb. - Die ersten beiden Reaktionen stammen noch aus dem Jahr, in dem Wagners Schrift „Das Judentum in der Musik“ unter dem Namen des Autors und mit größtmöglichem Nachhall erschien. Die letzte Reaktion - diejenige aus dem Jahr 1881 - erfolgte indes in einer völlig veränderten Lage: mitten im sogenannten Berliner Antisemitismus-Streit, einem Flächenbrand, zu dem Wagner - Auerbach erkannte es scharfäugig! - ein Jahrzehnt davor die Lunte gelegt hatte. Mit anderen Worten: Die Antisemiten waren mittlerweile zur Volksbewegung geworden!

Doch gehen wir schrittweise weiter; hören Sie zuerst Auerbachs Brief an seinen Cousin Jakob vom 21. März 1869:

2 Bei dieser Wagner-Geschichte lernt man doch kennen, was noch geheim in der Welt steckt. Da steht in der National-Zeitung ein Artikel von Gumprecht,

einem sonst feinen musikalischen Kritiker, und er sagt, er stimme Wagner bei, daß den Juden das produktive Genie abgehe. Ist das nicht empörend? Und das von einem Volke sagen, das die Bibel geschaffen, an der sich die gesamte Welt bis jetzt und wer weiß wie lange bildet und ausbaut! Ach, ich wollte, ich könnte dreinschlagen und die ganze Empörung loslassen, daß immer und immer wieder eine Grundsuppe von Gemeinheit und Hochmut sich ausleert. Man muß sich zusammenhalten, um nicht an der Welt zu verzweifeln, wenn man sieht, daß ein Giftbaum, den man endlich umgehauen glaubt, doch immer wieder neuen Wurzelausschlag treibt. Und das nennt sich christliche Liebe und freie Bildung und freies Menschentum.

Von allen Seiten drängt man mich, und es drängt mich aus mir selbst, in dieser Sache das Wort zu nehmen, und ich kann doch nicht.

1 „... und ich kann doch nicht.“ Erstmals klingt hier Auerbachs Verzweiflung voll an; sie wird sich im Lauf eines Jahrzehnts zur Resignation steigern und ihren Ausdruck in dem - mit einem Wort des Auerbach-Biographen Anton Bettelheim - „Wehruf“ finden: „Vergebens gelebt und gearbeitet“.

1879 lagen die Folgen des Wagner-Pamphlets endgültig zutage. Dieses Jahr gilt der Forschung längst als das Geburtsjahr des modernen Antisemitismus. Eine wahre Springflut von judenfeindlichen Schriften ergoß sich über das Land. Die Juden galten fortan nicht mehr als jüdisch, sondern werden semitisch genannt. Der Aufschwung der Judenfeindschaft ist mit Namen wie Hofprediger Stöcker oder Professor Treitschke verbunden, dessen Ausruf „Die Juden sind unser Unglück!“ die Tagesparole der neuen Antisemiten wird. Deren Ziel ist allzumeist: Die Aufhebung der Judenemanzipation, die in der Reichsverfassung von 1871 ihren abschließenden Ausdruck gefunden hatte – seither waren die Juden allen anderen Deutschen in ihren Rechten gleichgestellt. Doch nun wurden sie wieder aus Parteien, Vereinen, Verbindungen ausgeschlossen – an den Universitäten, in Armeen sowie Landes- oder Justizverwaltungen ging es für sie, selbst wenn sie getauft waren, kaum mehr voran. Der neue Antisemitismus funktionierte - leicht erkennbar - nach dem Raster, das Wagner erfunden hatte: Die Juden, so heißt es entsprechend, sind nicht integrationsunwillig, nein, sie sind viel zu gut integriert, und so läuft alles in Deutschland auf eine „deutsch-jüdische Mischkultur“ hinaus, in der die christlich-germanischen Charakterzüge der Deutschen verschwinden werden, wie besonders Treitschke fürchtet. Es geht darum - wieder Treitschke - „unbilliges Übergewicht des Ju-

enthums“ vor allem in der Presse zu korrigieren; ebenso muß - noch einmal Treitschke - in Kunst und Wissenschaft die Macht einer „betriebsamen Schar semitischer Talente dritten Ranges“ zurechtgestutzt werden; und auch der neue Materialismus, die - zum letzten Mal Treitschke - „freche Gier des Gründer-Unwesens“ ist vor allem den Juden anzulasten ...

Freilich erheben sich dagegen zahlreiche Stimmen: unter den jüdischen sei der große Liberale und Auerbach-Freund Ludwig Bamberger genannt, unter den nicht-jüdischen der Historiker Theodor Mommsen oder der Münchner Kardinal Joseph Döllinger, allesamt - ganz anders als Auerbach! - kriegsfähige Polemiker, die fürs erste sogar einen Sieg für die Sache der Juden erringen können, zumindest in der noch vernunftgelenkten bürgerlichen und akademischen Welt, während die neue Judenfeindschaft in das Bewußtsein unaufgeklärter Volksmassen weitgehend ungehindert einsickert, vor allem in den Städten, wo sie bei immer lauterem Kampagnen verbreitet wird.

Um es ein für allemal festzuhalten: Der Antisemitismus entsteht - zumindest in Deutschland - nicht an den Schmuddelrändern der Gesellschaft, nein, er entsteht sozusagen im Herzen der Hochkultur - und nichts, aber auch gar nichts ist im aristokratischen 19. Jahrhundert so erfolgreich und nachhaltig demokratisiert worden wie die Judenfeindschaft kultureller Eliten (was sich nicht allein an der Wirkungsgeschichte von Wagners Pamphlet, sondern etwa auch an den ideologischen Folgen der romantischen „Tischgesellschaft“ um Arnim und Brentano ablesen läßt.)

Aber was war denn nun das *Anstößige* an den Juden *nach* ihrer weitgehend unumstrittenen Gleichstellung von 1871? Und weshalb wurde ihre Anwesenheit *überhaupt* als derart skandalös empfunden - die Anwesenheit dieser rund 500 000 jüdischen Bürgerinnen und Bürger, die grade mal 1,2 Prozent der Bevölkerung des Deutschen Reichs ausmachten? *Eine* Antwort lautet: Das Skandalöse an den Juden war ihre unerhörte Energie, die endlich erhaltene, von der Verfassung gesicherte Freiheit auch zu nutzen - für ihr Wohlergehen und ihren Aufstieg, von dem freilich auch das Land profitierte. Ein paar Belege aus dem fraglichen Zeitraum: Obwohl die Juden in Berlin nur 5 Prozent der Bevölkerung ausmachen, bringen sie schon bald über ein Drittel der Einkommensteuer auf; vier Fünftel der deutschen Juden steigen schnell in die Mittel- und Oberschicht auf - und die jüdische Unterschicht ist immerhin nicht weniger wohlhabend als die untere deutsche Mittelschicht; wie tief die Juden das deutsche Bildungsideal verinnerlicht haben, sieht man daran, daß noch vor der Jahrhundertwende

jeder vierte Schüler an den humanistischen Gymnasien Berlins von jüdischer Herkunft ist.

Doch jetzt ein besonders anschauliches Beispiel für den neuen Antisemitismus, und hiermit kommt Berthold Auerbach wieder ins Spiel: Noch in den 1870er Jahren stieg die Zahl der jüdischen Medizinstudenten in Deutschland rasch überproportional an (um die Jahrhundertwende sollte sie bei über einem Zehntel liegen – ganz ähnlich wie in den Naturwissenschaften). Diese Tatsache rief den berühmten Chirurgen Theodor Billroth auf den Plan, der öffentlich erklärte, die Mehrzahl der jüdischen Studenten sei geistig und moralisch für den Medizinerberuf ungeeignet – in einer Broschüre, die er mit Widmung auch „an den deutschen Dichter“ Auerbach sandte. In einem offenen Brief vom Silvestertag 1875 antwortete ihm dieser – es war das einzige Mal, daß Auerbach in die immer höher kochende, immer giftiger schäumende Debatte eingriff, unter anderem mit der an Billroth gerichteten, überaus konkreten Frage: „Haben Sie die Folgen ermessen, die ... Rassenhaß haben kann? Es gibt auch geistige Höllenmaschinen ...“

Im November 1880 verfolgte Auerbach von der Galerie aus die mehrtägige Reichstagsdebatte zur „Judenfrage“ – danach schrieb er an seinen Cousin jenen Brief, der mit den berühmten Worten beginnt: „Vergebens gelebt und gearbeitet“ ...

Dennoch arbeitete er - obwohl gesundheitlich angeschlagen - weiter; niemand, selbst seine Freunde aus dem Hochadel nicht, konnten ihn über die ungeahnte Welle der Judenfeindschaft hinwegtrösten. Im Mai 1881 saß Auerbach wieder über einem größeren Text zu diesem Thema; selbst einen Brief an Bismarck soll er in dieser Zeit konzipiert haben. Zum letzten Male nahm er nun Anlauf, die von Wagner verursachte, schwere und im Grund unheilbare Verletzung in die Öffentlichkeit hinauszuschreien. Wieder floß sein ganzer Schmerz ein – und auch an diesem Text läßt sich mühelos erkennen, mit welcher seismographischer Feinfühligkeit Auerbach ein Erdbeben gespürt hat, das noch lange nicht ausgebrochen war.

Ein Auszug:

2 Wer war es denn nun, der zuerst die Stirn hatte, in den Sphären der Bildungswelt offen und geradezu auszusprechen, er empfinde eine Idiosynkrasie gegen die Juden? Wer war es, der den Juden das Recht und die Fähigkeit, in einem bestimmten Kunstgebiete sich schaffend zu erweisen, absprach?

Es war Richard Wagner!

Er begann den kühnen Frevel an der Bildung und Humanität. Nach seinem Vorgange legten andere die sittliche Scham ab, sich offen zu Vorurteil, zu Haß und Verfolgung zu bekennen.

Noch hat kein Künstler seinen Namen mit absolutem Judenhaß befleckt, und so gewiß Richard Wagner in der Geschichte stehen wird, freilich anders als er meint, so gewiß wird sich mit seinem Namen die traurige Kunst verbinden, die dazu gehört, der Vernunft und der Humanität ins Gesicht zu schlagen.

Richard Wagner war noch ehrlich genug einzugestehen, daß er noch besondere Gründe für seinen Haß und seine Verfolgung habe, denn Juden seien es gewesen, die vormals, noch bevor er eine ganz neue Form der Kunst geschaffen hat, ihn hinderten und herabsetzten. Als ihm die absolute Grundlosigkeit dieses Vorwurfs bewiesen wurde, hielt er sich nicht für verpflichtet, denselben zurückzunehmen.

Und was taten die Juden und Jüdinnen seiner Zeit? Sie waren so gebildet, daß sie gar nicht entbehren konnten, durch Richard Wagner noch gebildeter zu werden.

Das ist nun so. Man hält es für moralisch gestattet, einen widerlegten Vorwurf gegen die Juden stillschweigend oder offen aufrecht zu erhalten ... Verträgt es sich aber mit einem kleinen Rest von Ehrgefühl, daß die Juden sich zu den Darstellungen Richard Wagners herandrängen? ...

Pfui, über diese Bildungsprahlerei, die sich mit allerlei schmückt, aber den einzigen Schmuck nicht hat, und der heißt Ehre.

1 Nicht ganz einfach ist die Frage zu beantworten, warum Auerbach seine Einsprüche gegen Wagner samt und sonders unterdrückt hat, denn auch dieser blieb in seiner Schublade und kam erst ein Jahrhundert später ans Tageslicht. Was hinderte ihn daran, Wagner öffentlich „heimzugeigen“? Gewiß nicht Feigheit. Gewiß auch nicht falsche Loyalität dem einstigen Gefährten und Freund gegenüber, der ihm übrigens bis in die sechziger Jahre - also weit über die Erstveröffentlichung seines Juden-Pamphlets hinaus, die Auerbach entgangen war - seine Werke zusandte.

Was also war es?

Jacob Katz vermutet folgendes: Auerbachs Erwartung, daß Deutschland an den Juden das Humanitätsideal verwirkliche, hatte sich zerschlagen - das hätte er *nolens volens* eingestanden, wenn er sich zu Wagner oder seinen juden-

feindlichen Nachfolgern in der geplanten Schärfe und Deutlichkeit geäußert hätte. Es wäre einer Kapitulation gleich gekommen! Denn niemand war so sehr wie eben Berthold Auerbach die leibhaftige deutsch-jüdische Kultursymbiose geworden – das empfand er selbst nicht anders ... Niemand konnte darum von der schroffen Wende im deutsch-jüdischen Zusammenleben so tief erschüttert werden wie er.

Er hatte sich selbst oft einen „germanischen Juden“ genannt. Und vielen seiner Zeitgenossen galt er seit Jahrzehnten als *der* Sonderfall, gleichsam der Prototyp des jüdischen Deutschen der Zukunft. Schwer mußte er an dieser Verantwortung tragen – „und bin leider noch immer so, daß mir Leib und Seele dabei zittert“, wie er schreibt.

In Bettelheims Auerbach-Biographie lesen wir dazu:

2 In Wirklichkeit war das Schlagwort vom Einbruch des Judentums in die deutsche Literatur am nachdrücklichsten zu entkräften durch einen Hinweis auf Auerbach, der ein leuchtendes Beispiel bleibt für den Einbruch des Deutschtums in das Judentum. In Wirklichkeit hätte sich Auerbach sagen müssen, daß, wie er sein Bestes aus deutschem Boden geschöpft, nach seinen Lebzeiten wieder allen Deutschen zu gute komme und daß früher oder später die Nation auf ihn ... sich werde besinnen müssen. In den Tagen der wüstensten Judenhetze war es nicht möglich, Auerbachs urdeutsche Gesinnung zu verdächtigen; er wollte nur nichts davon hören, daß er ein Mustermensch, ein Ausnahmejude sei. Judenfressern, die ihm herablassend erklärten: „Ja, wenn alle Juden wären wie Sie“, gab er schlagfertig die Antwort:

„Ja, wenn alle Christen wären wie ich ...“

1 Das ist über zwanzig Jahre nach Auerbachs Tod geschrieben – mit feinem Gespür für die, wie man sagen könnte, *Identitätsfalle*, in die Auerbach geraten war, oder wie Katz formuliert: „die Kluft zwischen Wunsch und Wirklichkeit, die für das deutsche Judentum im 19. Jahrhundert (so) kennzeichnend (wurde)“. Katz bestätigt damit indirekt Auerbachs Diktum vom völligen Scheitern – während Kerstin Sarnecki in ihrer gleichnamigen Studie ihm bescheinigt, immerhin „erfolgreich gescheitert“ zu sein, und das hieße: seinen immensen literarischen Ruhm und die damit verbundene Integration in die deutsche Gesellschaft nur um den Preis einer zeitweiligen Aufgabe oder Verleugnung seiner ursprünglichen *jüdischen* Identität errungen zu haben. Alles in

allem, so die These Sarneckis, sei es diese zumindest partielle Verdrängung seines Judentum gewesen, die Auerbachs qualvolles Schweigen im Angesicht des neuen Antisemitismus bewirkt habe. Nur „sporadisch“, dafür aber mit großer emotionaler Gewalt, sei das Verdrängte ihm wiedergekehrt – 1873 etwa in einem starken Schwindelanfall beim Wiedersehen mit seinem alten „Lehrhaus“ in Hechingen; 1877 beim Anblick von Alpenbergen, deren Erhabenheit ihn überwältigt und dazu zwingt - im Brief schreibt er: „ich weiß nicht *wie*“ -, seinen hebräischen Namen *Baruch* mit dem Finger in den Schnee zu schreiben; oder auch wenn er in späten, schriftlich niedergelegten Jugenderinnerungen bisweilen Manuskriptseiten hebräisch zählt – die Juden zählen mit den Buchstaben ihres Alphabets: mit *aleph* für 1, *beth* für 2 und so fort ...

Jedoch: Mag Auerbach Wagner auch nicht direkt geantwortet haben – indirekt, so glaube ich, *hat* er geantwortet, und zwar mit einem Gegenbild, einem Gegentyp, einem Gegenentwurf zu Richard Wagner, einem Vertreter deutscher Kultur, der zur Einfühlung in die Juden fähig war, so wie er, Berthold Auerbach, zur Einfühlung in die Nichtjuden fähig gewesen war: Es ist Johann Peter Hebel, Sonderfall unter den Nichtjuden so wie Auerbach Sonderfall unter den Juden war oder als solcher zumindest galt!

Es war im Jahr 1871, als Auerbach den ersten Band seiner Erzählungssammlung „Zur guten Stunde“ herausgab – 1871, also nur zwei Jahre nach den Kometeneinschlägen von Wagners Hetze. In diesem Band findet sich auch eine Kalendergeschichte, die auf einer wahren, von Hebel selbst kolportierten Begebenheit beruht, und die Geschichte, die Auerbach daraus macht, trägt den seltsamen Titel „Eine Stunde ein Jude“ – Sie hören sie in gekürzter Form.

2

Eine Stunde ein Jude

Es war im Jahr 1780 ... da wanderte ein fröhlicher Student aus dem Thore Erlangens heimwärts. Niemand ahnte, und er selbst am wenigsten, daß der Student einst der trefflichste deutsche Kalendermann werden sollte; denn es war der junge evangelische Theologe Johann Peter Hebel, der nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität nun heimwärts zog, um ... ins Philisterleben einzutreten ... Der Student Hebel wanderte still seine Straße, bald lustig, bald ernst ... bald in die Zukunft hinausträumend.

„Halt, Jud! Zoll bezahlen!“ wurde er plötzlich angerufen.

Er stand vor dem Thore von Seegringen, dem damals Anspachischen Grenzorte. Hebel sah sich um ... Wem gilt das? Wer ist damit gemeint?

„Was stehst du so da, verdammter Jud! Meinst du, du kannst den Zoll betrügen?“, so rief der einäugige Zöllner und ballte durch das Fenster die Faust, und der Hund sprang aus der Thür und bellte ihn an, er wußte, was sein Herr gerufen hatte ...

Unwillkürlich rief Hebel: „Ich bin kein Jude.“

„So!“, rief der Zöllner, „du läugnest noch? Warte ...“, und jetzt kam er geradeswegs auf Hebel zu und wollte ihn packen; der Hund war bereit, Beistand zu leisten.

Da sagte Hebel: „Ich kann schon allein gehen und ich gehe mit euch.“

Plötzlich war er des Scherzhaften und Lustigen seiner Lage innegeworden, und er wollte es ganz auskosten. Muß doch auch einmal sehen, wie man als Jude in der Welt lebt, dachte er, und da er die ebräische Sprache gut verstand, sagte er: „Soll ich Judenzoll bezahlen, weil ich die ebräische Sprache gelernt habe? Es ist mir schmeichelhaft, daß ihr mich für einen so guten Ebräer haltet, als ob ich ein geborner Jude wäre ... übrigens bezahle ich nichts, führt mich zum Richter ...“

Lächelnd ließ sich Hebel durch die Stadt transportieren, und Alles spottete ihn aus ... die Kinder schrien hinter ihm drein „Hephep!“, als ob sie's nach Noten gelernt hätten; Hebel aber lächelte ...

(Dem einfältigen Richter) legte Hebel seine Universitätszeugnisse und seinen Reisepaß vor – (doch) der wollte den Studenten bestrafen, weil er sich für Einen ausgegeben, der er nicht war. Hebel wußte ihm indeß den Meister zu zeigen ..., denn er selbst hatte sich für nichts anderes ausgegeben als er war.

Der Richter aber wollte dem Zöllner nichts thun, eine Krähe hackt der andern kein Auge aus, und hier wär's besonders schlimm gewesen, denn der Zöllner hatte nur eins ...

Mit grobem Reisesegen wurde Hebel entlassen.

Der Student hatte ... Durst gehabt, als er sich dem Städtchen nahte, jetzt wollte er hier in keinem Wirtshaus einen Tropfen trinken; auf seiner Zunge lag's wie Galle und Wermuth. Er machte sich bald zum andern Thor hinaus, aber zurückschauend dachte er:

„Seegringen! Dich vergess' ich nicht!“

1 Zum Schluß noch ein Ausblick auf jüdische Abwehrstrategien gegen den ungeahnt starken Antisemitismus, der zwischen Reichsgründung und Jahrhundertwende aufbrandete. Es war in diesem Zeitraum ja nicht nur in Deutschland zu einer Wiederbelebung der Judenfeindschaft gekommen: in Rußland hatten die ersten Pogrome stattgefunden, in Frankreich zerriß die Affäre um den Hauptmann Dreyfus die Nation und teilte sie für lange in zwei verfeindete Lager. So sahen die Juden sich während der neunziger Jahre fast überall in Europa gezwungen, ihre Lage zu überdenken und andere Konzepte jüdischer Identitätspolitik zu entwickeln – nur die wichtigsten Beispiele: Theodor Herzl gründete die zionistische Bewegung und wollte den Juden eine neue Heimstatt geben, an der sie unbehelligt leben könnten (der Zionismus blühte zwar vor allem in Osteuropa, fand aber auch im deutschen Kaiserreich immerhin knapp 10 000 aktive Anhänger). Mit gegenläufiger Absicht wurde 1893 der „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ gegründet, der sich vor allem als Schutzbund gegen die schleichende Aufhebung der Emanzipation verstand und Rechtshilfe gegen gesellschaftliche Benachteiligung bot – er sollte bis 1938 bestehen. In Frankreich dagegen trat in den späten Neunzigern ein junger Mann in Erscheinung mit Namen Bernard Lazare – er war Berichterstatter beim Dreyfus-Prozeß gewesen –, der eine Theorie des „bewußten Paria“ entwarf. Nach dieser Theorie sollten die Juden ihr Heimatrecht in Europa nicht länger durch bürgerlich-kulturelle Selbstvervollkommnung im Sinne der Mehrheit suchen, sondern Rebellen werden, die ihren Freiheitskampf eng verbunden mit anderen sozial, national oder ökonomisch unterdrückten Gruppen führten – ein Kampf, der dezidiert auch gegen die jüdischen Anhänger der „Bastarddoktrin“ der Assimilation ausgetragen werden sollte.

Die Zerrissenheit des europäischen Judentums war nun so groß und mächtig geworden wie nie zuvor, und die Suche nach neuen jüdischen Identitäten wurde entsprechend fieberhaft vorangetrieben, zumindest innerhalb einer stattlichen, intellektuell hochaktiven Minderheit – die Lebensform eines Berthold Auerbach freilich war für die allermeisten deutschen Juden inzwischen passé und wurde von vielen als, wie Hannah Arendt es formuliert, „törichte Mimikry“ abgetan.

Doch damit will ich nicht enden – sondern mit einem Auerbach-Porträt, wie es nach Hitler niemand mehr hätte zeichnen können: noch ganz aus der Nähe, liebevoll ironisch und melancholisch zugleich. Es stammt aus der Feder von Arthur Eloesser, geboren 1870, gestorben 1938, eines preußischen Juden, der

sich wie Auerbach nicht taufen ließ und deshalb als Germanist auf eine Universitätskarriere verzichten mußte; in den zwanziger Jahren gehörte Eloesser zu den bedeutenden Feuilletonisten der Weimarer Republik. Und 1936 - ein Jahr nach den Rassegesetzen, mit denen die Judenemanzipation in Deutschland vollends aufgehoben wurde - veröffentlichte er in dem Berliner Notverlag „Jüdische Buch-Vereinigung“ die Schrift „Vom Ghetto nach Europa“, eine Bilanz jüdischer Geistigkeit im 19. Jahrhundert, voller Trauer, aber auch voll Stolz – eines der letzten jüdischen Bücher, das in Deutschland seit 1933 erscheinen konnte ... Berthold Auerbach nimmt darin einen sehr prominenten Platz ein, und Sie sollen aus dem Porträt Arthur Eloessers, das, soweit ich sehe, noch nicht in die Auerbach-Literatur eingegangen ist, zum Schluß das Hauptstück hören.

2 Der kleine, süddeutsch treuherzige, naiv eitle, immer eifrige, sprudelnde Mann, der gern allen Menschen guten Willens die Hände gedrückt hätte, ist der Optimist unter den jüdischen Schriftstellern; er war glücklich, ein deutscher Dichter zu sein ... Als Deutscher und Jude - auch er glaubte an eine Schicksalsgemeinschaft - hatte er zu seiner Zeit, wenn sie nur mit Geduld weiter fortschritt, ein großes Vertrauen ... Es war seine Sache, mit dem Herzen zu verstehen, und man möchte sagen, daß er, nicht für einen Dichter, wohl aber für einen Künstler, zu viel Herz hatte. Mit (all seinen) Eigenschaften - (Herzenswärme, Mitteilungsfreude, Anhänglichkeit) - wurde Auerbach unter den Schriftstellern der Zeit der eigentliche Volksmann ... Die politische Wendung (indes) wurde ihm nicht leicht; er, der sich ein Kind der Berge, des Dorfes und der Stille nannte, empfand auch die Gemütsopfer, die der wärmere deutsche Süden mit seiner Hingabe an Preußens nördliche Kraft und Kühle zu bringen hätte. Auerbach war ergriffen, wenn er auf Reisen eine Synagoge betrat ... (doch um) die inneren Zwistigkeiten des Judentums hat sich der Dichter des Spinoza wenig gekümmert, ihre Anhänglichkeit an die nationale deutsche Sache schien ihm selbstverständlich. In den Tagebüchern und Briefen, den wichtigsten eines deutschen Juden in der liberalen Ära, verzeichnet er sogar mit Genugtuung, daß er in der freiwilligen Feuerwehr eines Schwarzwaldnestes schon einige Juden vorgefunden habe.

In der allgemeinen Geisteslage, die Auerbach nicht nur bei seinen politischen und literarischen Freunden, die er auch in Ministerien, Gesandtschaften, bei den ihm geneigten Höfen fand, konnte er wohl eine weitere Blütezeit des

Liberalismus und - als eine ihrer Früchte - die weitere Assimilierung des Judentums erhoffen. Wenn er mit Bamberger der Meinung war, daß nicht das Blut die Nationen macht, sondern der Geist und das gemeinsame Erlebnis ihrer Geschichte, so ließen gelegentliche Erfahrungen auch Zweifel auftauchen. War die Humanität, fragte Auerbach sich schon 1867, vielleicht nur eine Abstraktion, eine Logik des Herzens, stand sie nicht rein gedankenhaft neben den eigentlichen Großmächten der Geschichte und hatte sie nicht ... ihre Rechnung ohne den Wirt gemacht, nämlich *ohne* die Individualität des einzelnen Volkstums? ... Auerbach hat in seinem fröhlichen Glauben an die Menschheit nie an der Zerrissenheit des frühen 19. Jahrhunderts gelitten ... Wenn Wissenschaft und Kunst ... der Religion einen großen Teil ihres Auftrags zu entziehen schienen, es blieb auch eine Unbefriedigung schon durch die Vereinzelung der Individuen, die sich gegenseitig keinen Halt gaben und alle für sich paktierten ... „Wir sind nämlich allesamt nicht absolut wahr“ ... das war ein schönes Wort des Wahrheitssuchers (Auerbach) – und eine Empfindung, die ihn im Alter, wenn er je alt wurde, zu seinem alten Stamm zurückdrängte ...

In dieser Stimmung, die man Zionssehnsucht nennen kann, trafen ihn die ersten Stöße der antisemitischen Bewegung ... Er war tief verstört (und) glaubte sich um den Sinn seines ganzen Lebens beraubt. Wenn er die dankbare Empfindung gehabt hatte, daß der ewige Jude an der Brust des deutschen Michel endlich zur Ruhe gekommen sei, so entdeckte er wohl, daß das die Brust des einzigen Lessing war – ... Es war (aber) auch ein Abschied von der (liberalen) Epoche. (Mit deren) Wind ist Auerbach in einem reinen, konfliktlosen Leben gesegelt; die Fahrt ging immer noch vom Ghetto nach Europa, und als er die Küste schon erreicht zu haben glaubte, (scheiterte) sein Schiff. Da die antisemitische Welle gerade in Berlin mit aller Schärfe gegen ihn anprallte, beschloß er eine Broschüre gegen Stöcker zu schreiben, aber er fühlte sich zu schwach und ging, der noch nie krank gewesen war, zu seiner Erholung nach Cannes, wo er am 8. Februar 1882 starb.

Auerbach wollte in der Heimerde zu Nordstetten begraben sein ... Friedrich Theodor Vischer hielt ihm die rühmende Gedächtnisrede, er sagte dem Toten Lebewohl und grüßte den Lebenden, der aus der Gruft wieder aufsteigen würde. Aber die Zeit des Dichters und seiner Freunde, die des Liberalismus als Weltanschauung (und) der mit ihr hoffenden deutschen Juden war schon unter derselben Scholle begraben.